

»Eine Ergänzung zu „Drei Müllerfamilien und ihre Mühlen“ von Christiane Streitz erschienen Juni 2010 im Cardamina-Verlag, ISBN 978-3-938649-70-1«

## 6. EINE POMMERSCHE KRIMINALGESCHICHTE

### 6.2 ... und was man sich darüber erzählte.

#### 6.2.3 Der Kurier der Zarin

Eine hinterpommersche Kriminalgeschichte aus dem 18. Jahrhundert, neu erzählt von Otto Eichhorn (Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Pommerschen Zeitung) <sup>1</sup>

Elisabeth Petrowna war die jüngere Tochter Peters des Großen. Nach der kurzen Zwischenregierung Katharinas I., Peters II. und der Anna Ivanowna kam sie mit Hilfe der Garderegimenter 1741 mit 32 Jahren auf den Zarenthron. Von glühendem Hass gegen Friedrich den Großen erfüllt, schloss sie mit Österreich ein Bündnis gegen Preußen, das im Siebenjährigen Krieg um seine Existenz ringt. Nach der Niederlage bei Hochkirch besetzen die Russen Ostpreußen, das sich der Zarin unterwerfen muss. Elisabeth selbst zeigt wenig politische Tatkraft. Ihre Günstlinge Woronzow, Alexej Rasmonowskij und der Kanzler Bestushew herrschen am Zarenhof. Unter ihrer Regierung (1741-1762) wurde jedoch im Jahre 1755 in Moskau die erste russische Universität gestiftet. Auf Grund einer Verfügung Elisabeths gelangte nach ihrem Tode 1762 ihr Neffe Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, als Peter III. auf den Thron. Dieser Thronwechsel brachte die Rettung für Preußen, das nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf fast nur noch in der Verteidigung kämpfte. Peter III. war ein glühender Verehrer Friedrichs des Großen. Gleich nach seinem Regierungsantritt schloss er Frieden mit ihm.

„Du, alter Mann, - überflüssig! Nix Dienst mehr! Kurier kaputt!“ Wie Peitschenhiebe treffen diese Worte den Alten.

Dabei hat sich der Sprecher dieser Worte bemüht, Sympathie und Wärme durchklingen zu lassen. Der Alte da tut ihm leid.

Major Andrejew geht um seinen Tisch, legt spontan herrlich seine Rechte auf die Schulter des bleichen Alten:

„Bertram, Du guter Kammerdiener von Kurier. Viele Jahre! Wir dir alle kennen. Du oft hier bei uns in Berlin mit Deinem Herrn gewesen. Auch in Petersburg. Dein Herr, Brigadier und Kurier der Zarin, unserer Elisabeth, immer sehr guter Mann. Aber was ist nu? Brigadier perdu! Nix Dienst mehr für Dir!“

Der Alte ist mehrmals zusammengezuckt bei diesem Kauderwelsch, aber welch schlechtes Deutsch der Herr russische Botschaft spricht, das hört er gar nicht mehr. Nur eins hat er verstanden, nachdem er zum soundsovielten Male in den letzten Monate bei der Russischen Botschaft vorgesprochen hatte und nun plötzlich heute vom Herrn Botschafter Major Andrejew selbst empfangen wurde: Dies ist der Abschied, den man ihm gibt. Sein Herr verschwand. Er, der Kammerdiener, kann gehen. Niemand braucht ihn.

„Jawohl, Euer Gnaden“, stottert der geknickte Bertram, aber ehe er sich wenden kann, um zu gehen, hat ihm der Major noch etwas mitzuteilen. Seine Gesichtszüge werden freundlich: „Von St. Petersburg ist Order, Unsere große Elisabeth hat befohlen, Du Pension, bis Leben kaputt! Große Russland zahlt gut für gute Dienst. Du jetzt sagen, wo Du gehst hin, Du dort von nächste Botschaft, wo Du bist, kriegst immer Dein Geld!“ Der Major hat gehofft, diese Mitteilung würde den alten Bertram etwas aufrichten, aber dieser bleibt bekümmert. Leise antwortet er:

<sup>1</sup> Quelle: Pommersche Zeitung, Artikelserie von 28.10.1961 bis 6.2.1962; Pommersche Landsmannschaft, Lübeck

„In die Heimat gehe ich, Euer Gnaden! Wo wäre sonst Platz für einen Geschlagenen wie mich“ „Ah, Heimat, versteh, Bertram!“ sagt der Major. „Wo das ist?“

„Pommern, Euer Gnaden“, sagte Bertram, „bin in Naugard zu Hause ...“

Der Major unterbricht: „Ich mir erinnern, der Brigadier hat immer erzählt, er auch von Naugard. Nowgorod ist das bei uns. Aber Deins ist andere Naugard als unsere Nowgorod. Von dort er dich hat mitgebracht in russische Dienst!“

„Ich folgte unserem jungen Herrn damals, als er von Hause fortging. Bald 40 Jahre sind das her. Damals“, Der Alte stockt, aber der Major ermuntert ihn:

„Nun sag weiter, Bertram!“

„Als ich Junge war, zog er, unser Nachbarssohn, mich aus dem See, als das Eis brach. Er rettete mir das Leben. Seit der Stunde habe ich ihn verehrt. Er war immer ein guter junger Herr und ich diente ihm alle Jahre hindurch ...“ Der russische Major versteht den Schmerz des Alten. Lange blickt er ihn an voller Mitgefühl, schweigt, klopft ihm dann nochmal die Schulter:

„Bertram, geh Du nun brav, Gott ist da oben, er sieht alles...“ Bertram weiß, die Audienz bei dem hohen Herrn Botschafter ist beendet. Gehorsam verbeugt er sich vor dem freundlichen russischen Offizier, verlässt den Raum, steigt die breite Steintreppe hinunter, nimmt nicht wahr, wie die anderen Bediensteten im Hause der Botschaft verlegen zur Seite treten, stolpert verwirrt ins Freie und schleppt sich die Straße hinunter. Bertram sieht auch keine Passanten. Ein paarmal stößt er gegen Vorübergehende. Das feuchte Nieselwetter des späten Herbstnachmittags rührt ihn nicht an. Den nassen Wind empfindet er nicht. In der Dämmerung wirkt er wie ein Gespenst.

Bertram ist ganz in sich versunken. In ihm arbeiten tausend Gedanken. Seine Schritte werden lebhafter, seine innere Erregung überträgt sich auf sein Tempo, er marschiert hastig, unset, rasch. Fast stürmt er über die Spreebrücke. Zorn hat ihn gepackt. Er erreicht schließlich das große Wirtshaus am Oranienburger Tor, die Posthalterei des Krugwirts Bandelow, bei dem er seit fast fünf Monaten ein kleines Zimmer, auf den Hof hinaus, bewohnt. Bertram reißt die Tür auf, bleibt unter dem Türbalken stehen, Die große Gaststube ist schon. Voll Kerzen erhellt.

„Was ist denn?“ fragt der Wirt, weil der Wind in den Raum bläst, aber da erkennt er den Alten: „Ach du, Bertram!“

Bandelow geht Bertram entgegen, fasst ihn am Arm, geleitet ihn zu einem der Tische, während ringsum andere Gäste ihre Gespräche unterbrechen und nun stumm der rührenden Geste des Wirts zusehen.

„Setz dich erst mal, Landsmann!“ sagt er und drückt den Alten in einen Stuhl. Bertrams Erregung scheint mit dem Eintritt in die Gaststube verflogen. Wie in einem Wahn noch war er eingetreten. Beim Anblick der brennenden Kerzen ist er in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Er sitzt in sich zusammengefallen am Tisch und schweigt. Und das Schweigen des Wirts und aller Gäste besagt, das alle Bescheid wissen.

Alle kennen Bertrams Geschichte, alle sind hier alte Stammgäste oder länger wohnende Reisende. Bertram galt für sie alle als der Zeuge einer Sensation, die wochen- und monatelang die Gespräche der Berliner beschäftigte:

„Der Kurier der Zarin vor den Toren Berlins verschwunden!“ So heißt es. Und allerlei Geheimnisse schienen damit verbunden: Der Kurier hatte viel Geld bei sich, befand sich im Auftrage seiner Kaiserin auf einer Dienstreise von St. Petersburg nach Livorno in Italien, um die dort ankernde russische Flotte zu inspizieren und sie mit bestimmten nautischen Neuerungen vertraut zu machen, denn der Brigadier und Kurier der Zarin, gebürtiger Pommer aus Naugard, stand am russischen Hofe als technischer Fachmann in hohem Ansehen.

Mit dem militärischen Range eines Brigadiers hatte Katharina die bewährten Fachkenntnisse des tüchtigen Pommern honoriert. Man vertraute diesem großen, stattlichen, älteren Mann, der mehrere Jahrzehnte in russischen Diensten zugebracht hatte. In den letzten Jahren wurde er immer häufiger zu wichtigen Kurierdiensten besonderer Art herangezogen.

Eben dieser Hofbeamte, der mit russischer Staatskarosse durch die Lande reiste, mit gelber Kutsche, livriertem Kutscher, mit einem Haiduck prunkend daneben und livriertem Läufer hinten aufgehockt, in auffälligem Gefährt also, das überall Aufsehen erregte -- dieser Brigadier schien sich kurz vor Berlin, das er zu passieren hatte, samt Kutsche und Gefolge in Luft aufgelöst zu haben!

Von der letzten Posthalterei vor Berlin war er nach kurzem Nachtquartier noch abgefahren, bestaunt von den Märkern, aber -- in Berlin selbst traf er nie ein.

Wie konnte er verschwinden? Ein Unfall? Ein Verbrechen gar? Oder --- hatte sich dieser hohe russische Staatsbeamte pommerscher Geburt urplötzlich „seitwärts in die Büsche schlagen“ wollen? Hatte er die große ihm mitgegebene Geldsumme, Gold und Silber im Werte mehrerer Zehntausend Rubel veruntreut? Wer aber hätte solchen Verdacht aussprechen wollen? Und wie konnten Kutsche samt vier feurigen Rappen, Kutscher, Haiduck und Läufer sich ebenfalls in Nichts auflösen? Gab es keine Spur vom Kurier der Zarin?

Bertram, der Kammerdiener und Landsmann des Brigadiers und Kuriers, war auf Geheiß seines Herrn einen Tag länger in Naugard verblieben, als der Brigadier auf der Durchreise von St. Petersburg aus heiterem Himmel seinen Bruder, den Pastor Flemming, besucht hatte. Der Pastor hatte den treuen, braven, etwa gleichaltrigen Kammerdiener des Bruders als alten Naugarder Spielgefährten gern einen Tag länger im Hause behalten. Der Besuch des hochgestellten Bruders, des Kuriers Rüdiger Flemming, hatte die Naugarder in Atem gehalten, aber der Abgesandte der Zarin hatte nur kurz verweilen können, Bertram, sein Kammerdiener, sollte im Hause des Bruders noch weitere Nachrichten aus St. Petersburg abwarten. Bertram sollte mit der nächsten Postkutsche nachkommen.

Überraschend trafen diese Nachrichten vom Hofe, die Brigadier Flemming erwartete und die Bertram nachzubringen hatte, bereits einen Tag später ein. Bertram brach sofort auf, mit vielen Grüßen aus dem Pastorenhaus und von anderen Landsleuten gleichzeitig beauftragt, eilte, voranzukommen, hatte mit der Postkutschenreise in Massow dummerweise Zwangsaufenthalt von drei Tagen, weil ihm dort von Amts wegen urplötzlich Schwierigkeiten mit seinem russischen Pass gemacht wurden, und als er dann mit der nächsten Post Richtung Berlin weiterfuhr, konnte er es kaum aushalten vor Ungeduld, wieder seinen Herrn zu finden.

In jeder Posthalterei, die er durchfuhr oder in der er über Nacht Quartier nahm, hatte er von der Durchfahrt seines Herrn erfahren, aber als er in Berlin am Oranienburger Tore in der Posthalterei nachfragte, wie es verabredet war, musste ihm Posthalter und Krugwirt antworten:

„Euer Herr? Hier nicht angekommen!“ Schwerer Ahnungen voll war damals, am 12. Mai 1761, Kammerdiener Bertram zur russischen Botschaft geeilt, wo der Kurier der Zarin sich auf jeden Fall melden sollte, aber dort konnte man ebenfalls nur bestürzt erwidern:

„Brigadier Flemming aus St. Petersburg, der Kurier der Zarin? Heilige Jungfrau! Nein, hier ist er nicht eingetroffen!“

Nun, Preußens König stand damals im großen Krieg, auch Russland zählte zu seinen Feinden. Dennoch aber blieb die russische Botschaft in Berlin voll im Amte. Zwischen den kriegführenden Monarchen gab es damals noch allerlei gute und allgemein respektierte Verkehrssitten. Katharinas Botschafter in Berlin war dem Großen Friedrich sogar aus gewissen Gründen nicht unangenehm. Niemand damals hätte daher auch einem reisenden Kurier der Zarin den Weg wehren wollen oder gar dürfen, soweit er sich durch preußisches Gebiet bewegte.

Das Verschwinden dieses Kuriers, ausgerechnet dicht vor Berlin, war daher nicht nur bestürzend für die russische Botschaft, sondern zugleich peinlich und unangenehm für Preußens König. Die Nachricht davon war ihm ins königlich-preußische Feldquartier nach Schlesien nachgesandt worden.

„Alles anstellen, um den Kurier aufzufinden!“ hatte er befohlen. Berlins Polizei wurde in Bewegung gesetzt. Aber diese damalige Polizei war noch sehr unvollkommen: Nichts anderes als ältere, ausgediente Veteranen, die in der Heimat, während der König mit seinen Soldaten Krieg führte, die Ordnung aufrechterhalten sollten. Ihre Nachforschungsmethoden waren höchst einfach, sie ließen durch reitende Boten den ganzen Weg von Posthalterei zu Posthalterei bis zurück nach Naugard, zum Bruder des Brigadiers, dem Pastor Flemming, noch einmal zurückverfolgen. Erfragten, wann und wie lange der Kurier samt Kutsche und Begleitung dort gewieilt hatte, aber - bis die Boten der Polizei wieder zurück in Berlin waren, vergingen viele Wochen, und als sie zurückkehrten, waren sie so klug wie zuvor.

Bertram, Rüdiger Flemmings treuer alter Kammerdiener, hatte ungeduldig und voller Sorge im Gasthaus am Oranienburger Tore ausgeharrt, und wer damals in Berlin neugierig war, pilgerte dorthin, um den alten Bertram immer wieder erschüttert von seinem Herrn erzählen zu hören.

Wirt Bandelow, der aus dem Vorpommerschen stammte, hatte eine Art Zuneigung zu dem braven Alten entwickelt. So sehr er sich auch in Eifer und Feuer redete, dieser Bertram, wenn von einem der Gäste die Rede darauf kam, der hohe Herr Kurier hätte sich wohl mit dem vielen Gelde absichtlich aus dem Staube gemacht, und so sehr Bertram seinen Herrn verteidigte und Dutzende von Vermutungen aussprach, was seinem Herrn passiert sein könnte, und so oft auch Bertram voller Unruhe zur russischen Botschaft eilte, um von Neuem nachzufragen, eins war sicher: Ein Mensch, noch dazu ein hoher kaiserlicher Beamter in Uniform samt Karosse, Gespann und Begleitung, konnte nicht im Nebel zerstoßen sein.

»Vielleicht liegt er irgendwo in einer Hütte in einer Kiefernheide, vom Fieber gerüttelt!“ hatte Bertram mehrmals zu Bandelow, dem Wirt, geäußert, aber Bandelow meinte nur:

„Das glaubst du selbst nicht, Landsmann! Du willst es nicht aussprechen: Dein Herr ist von Gaunern umgebracht worden, beraubt gemordet, verscharrt, samt Gefährten!“ Mit diesem Gedanken hatte Bertram nie rechnen wollen. Auch nicht damit, dass man ihm eines Tages auf der Botschaft sagen würde: Die Nachforschungen sind abgeschlossen, der Kurier der Zarin Elisabeth ist verschollen, endgültig.

Auch dass man ihm erklären könnte, man brauche ihn, den Kammerdiener nicht mehr, da er ohnehin alt und sein Herr verschollen sei -- auch das hätte Bertram nie wahr haben wollen. Bandelow, der gute Wirt und Landsmann, sah diesen Tag kommen. Es musste ein harter Schlag für Bertram werden. Als er jetzt, heute, am 23. Oktober, die Gaststube betrat, verwirrt, abgehetzt, zerkümmert, wusste Bandelow: Bertram hat die letzte Mitteilung bekommen. Man hat ihm, dem braven Manne, zugleich den Laufpass gegeben.

[...] Dies alles hängt unausgesprochen in diesen Minuten in der Luft, als Wirt Bandelow mit dem heißen Kaffee wieder die Gaststube betritt und Bertram einen Schuss Rum in das braune Getränk gibt.

Die anderen Gäste und die Berliner lächeln etwas. Der Franzose hat mit diesen herzlichen Worten die im Raum lastende schwere Stimmung etwas aufgeheitert. Gewiss, der liebe Gott ist kein Polizist, schon gar nicht ein Kriminalpolizist, Kriminalpolizei gibt es noch gar nicht Anno 1761. Der liebe Gott klärt alles auf, das war immerhin Trost. Bertram blickt auf zu dem Fremden aus Paris, schaut ihn dankbar an. Bertram als Jahrzehntelang geschulter Kammerdiener kann sogar ein ganz Teil Französisch.

„Je vous remercie“, sagt er, „vielen, vielen Dank.“ Und er gibt dem Franzosen die Hand.

Zwei Tage später reist Kammerdiener Bertram mit der Post nach Pommern. In seinen Schmerz über das Endgültige des Geschehens, den wahrscheinlichen Tod seines Herrn und das Ende seiner Dienerlaufbahn, mischt sich der Zweifel: Es kann alles nicht wahr sein. Außerdem ärgern ihn die ausgesprochenen Vermutungen, wenn der Herr Kurier nicht umgekommen oder ermordet worden sei, möge er wohl mit dem vielen russischen Geld das Weite gesucht haben. Bertram steigert sich so in seine Gedanken hinein, dass er sich förmlich als rächendes Gewissen fühlt. Er, Bertram, habe nun die Lebensaufgabe, das Dunkel um den Kurier zu lichten und das Verbrechen an den Tag zu bringen.

Er hat keine rechte Vorstellung davon, wie er selbst mit seiner schwachen Kraft mit den Nachforschungen beginnen könne. Der Wunsch, nachzuforschen, beseelt ihn einfach, und gleich unterwegs beginnt er. In jeder Posthalterei, die er, diesmal in umgekehrter Richtung, von Berlin Richtung Pommern, durchfährt, fragt er noch einmal nach, ob man sich noch an den mit seiner Galakutsche durchreisenden Kurier besinnen könne. Meist winken die Wirte ab, denn bei ihnen ist schon von der preußischen Polizei mehrmals nachgefragt worden und außerdem sind jetzt schon eine Reihe von Monaten vergangen. Soweit man ihm Auskunft gibt, geschieht das widerwillig und mürrisch. Oder die Posthalter haben einfach keine Zeit. Bertram aber durchlebt in jedem Wirtshaus, mit dem eine Poststelle verbunden ist, Stunden des Schmerzes. Seine Phantasie arbeitet so lebhaft, dass er sich bildhaft vorzustellen vermag, wie hier, auf diesem Posthofe, vor jenem Wirtshause, in jenem Fremdenzimmer, in dem er selbst gerade weilt, der Kurier mit seinen Getreuen geweilt haben möge, wie dort vielleicht der Kutscher wieder einmal seinem Rappen das Zaumzeug putzte oder der kleine, immer lustige Haiduck seine Späße trieb. Diese Vorstellungen packen ihn förmlich, er glaubt bei jedem Hufgetrappel, das über den Posthof zu hören ist, die feurigen Rappen der Kurierkutsche müssten um die Ecke biegen...

Einmal streift er um das Gebäude der Posthalterei, stolpert, denn er ist an einen Steinhaufen gestoßen, erschrickt, schaut zu Boden und findet einen blanken Knopf im Gemüll liegen. Solches erlebt er in der Posthalterei zwischen Bernau und Eberswalde. Er hebt den verschmutzten Uniformknopf auf, reibt ihn an seiner Jacke: Ein Knopf genau von der Art wie die Knöpfe an der bunten Jacke des kleinen Haiducken..., Bevor die Postkutsche wieder zur Weiterfahrt rüstet, fragt Bertram den Wirt, noch ganz In Gedanken an den possierlichen Haiduck:

„Hat der Kleine damals hier auch solche Späße gemacht“

„Welcher Kleine“ meint der Wirt.

„Der Haiduck, der lütte Ungar, der immer neben dem Kutscher saß und den unser Herr, der Kurier, so liebte wegen seiner Lustigkeit ...“

„An einen Haiduck in buntem Ungarroock, so wie ihn Haiducken im Dienst hoher Herren tragen, an den kann ich mich wohl noch erinnern. Aber er war nicht klein. So groß wie der Kutscher war er, und das war ein stämmiger Bursche. Euer Haiduck kam mir alles andere als lustig vor. Er mied förmlich die Gaststube, zeigte ein scheu Gebaren. Er sah aus wie das wandelnde schlechte Gewissen. Dass Euer Herr an dem sollt' seinen Narren gefressen haben, kann ich nicht denken...!“

„Ihr müsst irren“, erwidert Bertram, „ein kleiner, flinker Kerl war's, immer zu Streichen aufgelegt, lachte, auch da, wo's gar nicht hinpasste . . .“

„Hm!“ sagt der Wirt“, wo Ihr es so fest behauptet, ich kann mich irren, vielleicht war dem Haiduck hier gerade bei uns eine Laus über die Leber gelaufen. Gelacht hat er hier nicht. Aber - ne, wisst Ihr, hier kommt bestimmt nicht alle Tage ein hoher Herr in Staatskutsche mit buntem Gefolge vorbei. So was behält man doch. Euer Haiduck und der Kutscher waren von gleich großem Wuchs!“

Inzwischen ist die Postkutsche abfahrbereit, der Wirt ruft Bertram noch ein Abschiedswort zu, dann rollt das Gefährt weiter in Richtung Stettin, und Bertram sitzt die ganze Fahrt, nimmt immer wieder den gefundenen Knopf aus der Jackentasche, schaut ihn an, murmelt: „Kleiner Janosch!“ So hieß der Haiduck.

Als die Postkutsche die Oder überquert hat und sich auf Stargard zu bewegt, steigen heimatliche Erinnerungen in Bertram auf. Lange Jahrzehnte seines Lebens war er mit dem Kurier in fremden Ländern gewesen, diente ihm im kalten Russland, lernte Steppen und endlose Wälder kennen, Ströme und Ebenen, von Schnee und Eis verweht. Er hatte sich genau wie sein Herr an die fremde Landschaft gewöhnt, an die ganz andere Lebensart der Russen, aber als der Brigadier Rüdiger Flemming ihm im Frühjahr des Jahres eines Tages damit überraschte: „Bertram, wir fahren für die Zarin nach Italien“, hatte er, Bertram, spontan erwidert: „Da kommen wir durch Pommern!“, und darin lag seine ganze Freude auf das Wiedersehen mit der Heimat.

Gewiss, in den letzten Jahren waren sie schon mehrfach, Richtung Berlin, durch Pommern gefahren, aber diesmal fügte Flemming hinzu: „Und wir haben's gar nicht eilig, alter Freund.“ Er hatte Bertram plötzlich an beiden Schultern gefasst, und der hohe stattliche feine Herr hatte seinen Kammerdiener vor Lust rumgedreht und gerufen:

„Und wir werden in Naugard bei Pastor Flemming, meinem Bruder, Station machen!“ Obwohl beide, der hochgestellte Staatsbeamte und sein Kammerdiener, eigentlich Männer Ende der Fünfzig waren, hatten sie gelacht und sich gefreut wie Kinder. Wiedersehen mit zu Hause!

Daran musste Bertram jetzt denken, als er mit der Kutsche durchs Land vor Stargard fährt. Ganz ungeduldig ist er schon. In anderthalb Tagen wird die Kutsche in Naugard sein, aber gleichzeitig wächst seine Unruhe, seine Angst, seine Sorge, wie er dem freundlichen Pastor Flemming gegenüber treten soll. Der wird sicher schon lange vom traurigen, ungewissen Schicksal seines Bruders erfahren haben, und nun kommt er, Bertram, gleichsam mit der endgültigen Nachricht: Alle Hoffnung auf ein Lebenszeichen vom verschwundenen Brigadier muss man aufgeben, die amtlichen Nachforschungen sind eingestellt, sein Tod kann als sicher gelten!

Und das soll er dem braven Bruder des Kuriers in Naugard sagen? Er soll ihm und seiner lieben Frau gegenüber treten. Er empfindet Schuld, obwohl niemand ihm schuld geben wird und kann.

Stargard liegt hinter Bertram, die Kutsche nähert sich Massow, durchfährt den großen Stadtwald, passiert die Warsower Mühle und das Ufer des nahen Sees, und plötzlich steigt in Bertram wieder das Bild auf, das sich ihm vor Monaten bot, als er einen Tag später seinem Herrn nachgereist war und allerlei seltsame Erlebnisse um und in Massow hatte.

Wie war das damals doch unweit vor der Warsower Mühle hatten die Pferde der Postkutsche, in der Bertram saß, plötzlich gescheut. Der Wagen wurde hin- und tiergerüttelt, der Kutscher auf dem Bock fluchte, und dann stand das Gefährt plötzlich, und der Kutscher stieg schimpfend herunter. Die Fahrgäste schauten einer nach dem andern aus dem Wagenfenster, und Bertram stieg aus. Eine schöne Bescherung! Die Deichsel war gebrochen. Ein Pferd schien sich auch verletzt zu haben. Während der Kutscher die Pferde erst einmal ausspannte, war Bertram zu Fuß aufgebrochen. Er wollte in Massow Bescheid sagen, was der Kutsche passiert war. Nicht einmal eine knappe Stunde sollte es entfernt sein.

Bertram, mit seinen 59 Jahren zuweilen schon recht taperig, hatte sich doch an diesem schönen Frühlingsabend besonders frisch gefühlt. Er war munter drauflos gewandert, den Waldweg hinunter, am See vorbei, und dort plötzlich sah er ihn: Einen weiß oder hell gekleideten jüngeren Mann, der am Ufer

[...]her. Aber warum? Als Bertram seinen Beobachterposten hinter dem Baum aufgab und weitermarschierte, sah er noch, wie der Angler Bertrams Bewegung offenbar gehört hatte und plötzlich scheu davonging, als wolle er sich verbergen ...

Während Bertram jetzt, dicht vor Massow, in der Kutsche sitzend, an dieses Erlebnis am See zurückdenkt, sagt der eine der zwei anderen Reisegefährten, ein Kaufmann aus Kolberg:

„Unheimliche Gegend hier!“

„Unheimlich? Wieso?“ fragt Bertram.

„Hier soll's Räuber geben“, sagt der Kolberger.

„In unserem schönen Heimatland Räuber?“ meint Bertram, „kann ich mir nicht denken. In Kriegszeiten wird wohl mal jemand umgebracht, aber der gestrenge große Friedrich hat in Preußen die Marodeure und Plünderer ausgerottet, Preußen ist heute so sicher wie kein anderes Land in Europa. Darüber spricht man weit im Ausland...“

„Und doch munkelt man, um Massow herum seien immer wieder Reisende überfallen worden!“

„Daran glaub ich nicht!“ beendet Bertram das Gespräch, aber weniger, weil er selbst von seinen Worten überzeugt ist, sondern nur, um die unruhige Stimmung, die in ihm aufgekommen ist, zu bekämpfen. Unterdessen hat die Postkutsche Massow erreicht.

Man hat nur kurzen Aufenthalt in der Posthalterei, aber Bertram wirft noch einen Blick auf den Hof des Wirtshauses, und wieder steigt die Erinnerung in ihm auf. bild Nacht in Massow

Richtig, genauso war es! Als er nach seinem Marsch durch den Wald an jenem Abend Massow erreicht und der Posthalterei die Panne der Kutsche gemeldet hatte, begab er sich ins große Gastzimmer, hatte dort etwas getrunken und mit dem Wirt bereits über das Nachtquartier gesprochen, als in die von lärmenden Gästen erfüllte Stube ein junger weißgekleideter Mann eintrat, scheuen Blickes an einen dicken, brutal aussehenden Älteren heran ging und ihm etwas ins Ohr flüsterte. In dem Weißgekleideten hatte Bertram eben denselben rätselhaften Angler vom See wiedererkannt. Bertram vermutete, dieser Müllerbursche stehe im Untergebenen-Verhältnis zu dem Dicken.

Übrigens, kaum hatte der Angler die Zwiesprache mit seinem Herrn, sicher also einem Müller aus der Stadt oder Umgebung, beendet, als sich dieser zu Bertram umdrehte und ihn starr und beinahe drohend ansah.

Gleichzeitig bemerkte Bertram, dass auch die anderen, mit dem Dicken am gleichen Tisch sitzenden Gäste ihre Blicke auf ihn richteten. Schließlich steckte die Tischrunde die Köpfe zusammen, sie sprachen leise miteinander, dann erhob sich der Dicke, trat auf Bertram zu und fragte ihn rundheraus:

„Ihr seid fremd hier. Was führt Euch so spät in dieses Gasthaus. Mein Geselle beobachtete Euch, wie Ihr durch den Wald marschiert. Ihr habt dem Wirt erklärt, Eurer Kutsche wäre die Deichsel gebrochen? Die Kutsche ist immer noch nicht hier. Wer ist uns sicher, dass Ihr den Postkutscher nicht überfallen habt?“ Auf diese grollend vorgebrachte Frage des Dicken musste Bertram doch lachen. „Beruhigt Euch, edler Bürger“, erwiderte Bertram freundlich und heiter, „sicher wird die Postkutsche bald hier eintreffen, wenn auch vielleicht durch den Deichselbruch langsam und behindert. Ihr könnt ihr ja jemand entgegenschicken!“ Während dieser Worte waren die anderen vom Tische des Dicken ebenfalls herantreten, alle umstanden den allein an seinen Tisch sitzenden Kammerdiener des Kuriers, schwiegen und schauten ihn reichlich merkwürdig an.

„Glaubt Ihr mir nicht?“, lächelte Bertram, und damit zog er aus seiner Tasche seinen Pass hervor, hielt ihn in der Hand und sagte: „Verehrte Herren aus dem schönen Massow, ich stamme aus Naugard, und ich hätte meinerseits Euch etwas zu fragen: Ich bin der Kammerdiener des Kuriers der Zarin, des aus Naugard stammenden Brigadiers Rüdiger Flemming. Vielleicht habt Ihr von seinem Aufenthalte in seiner Heimatstadt vor ein paar Tagen gehört, ich weiß, überall sprach man über ihn. Er ist ein edler, gutaussehender älterer Herr, der stets aller Blicke auf sich zieht, und er reist in einer Staatskarosse mit vier Rappen und buntem Gefolge. Gestern müsste

er hier durchgekommen sein. Habt Ihr ihn wahrgenommen? Ich selbst hatte für ihn im Hause seines Bruders, des Naugarder Pastors Flemming, noch etwas zu erledigen und habe den Auftrag, ihm unverzüglich nachzureisen. Darum reise ich allein mit der Postkutsche...!“

Eigentlich hätte Bertram gar nicht nötig gehabt, den neugierigen und zugleich offenbar misstrauischen Massowern so ausführlich Auskunft zu geben, und zu seinem Erstaunen bemerkte er, dass sowohl der Dicke als auch die anderen zunächst verblüfft schienen. Schließlich war der Dicke zum Wirt an die Theke getreten, hatte leise mit ihm gesprochen, und kehrte dann an Bertrams Tisch zurück. Der Dicke hatte eine wohl heitere Miene aufgesetzt, wenigstens konnte man es dafür halten, obwohl er so aussah, als könne er überhaupt kein freundliches Gesicht machen, und erklärte den Umstehenden:

„Ihr alle wisst, Freunde, dass gestern hier in der Tat der hohe Herr Brigadier, von dem dieser Fremde hier sprach und den er als seinen Herrn bezeichnet, mit Prunk und Gefolge unsere Stadt passiert hat ... „

Während dieser Worte des Dicken hörte man von draußen das Geklapper von Pferdehufen und das Rollen von Wagenrädern, ein anderer Gast sah hinaus und rief: Die Postkutsche kommt eben!“ Darauf bequemte sich nun auch der Dicke zu einem Lächeln und sagte laut:

„Dann ist ja wohl alles in Ordnung, verzeiht unseren Verdacht, lieber Landsmann, der Ihr ja wohl seid!“ und er und alle anderen gingen an ihre Tische zurück.

Ein vierschrötiger Uniformierter, sicher eine Art Amtsgehilfe im Polizeidienst, war inzwischen an den Tisch des Dicken getreten, sprach mit diesem, wandte sich dann mit Amtsmiene an Bertram und forderte ihn auf, seinen Pass zu zeigen.

„Eine Formsache“, entschuldigte er sich. Bertram lächelte über diese so übertrieben misstrauischen und vorsichtigen Massower, zog im Vollgefühl des ordentlichen Mannes seinen Pass und reichte ihn dem Polizisten. Aber der runzelte nur die Stirn, blickte immer wieder auf Bertram und zurück in den Pass und meinte schließlich:

„Sehr ärgerlich, Herr, sehr ärgerlich“ Bertram fragte verwundert:

„Aber was meint Ihr? Der Pass ist doch in Ordnung und von über 20 Posthaltereien und hohen Dienststellen unterwegs auf unserer gemeinsamen mit dem Herrn russischen Kurier schon eingesehen und für gut befunden worden!“

„Aber das kann doch kein normaler Mensch lesen“, sagte mit zürnender Stimme der Polizist.

„Nun, es sind russische Buchstaben“, lächelte Bertram noch ganz freimütig, „aber manches ist doch auch in lateinischen Lettern drin zu lesen!“ Wieder kamen allerlei Massower heran, auch der Dicke, und Bertram musste erleben, dass man seinen Pass rumreichte, dass alle reinschaute, und dass schließlich mehrere, darunter der Dicke, erklärten:

„Wer weiß, was das für ein Schandpapier ist! Da werde der Teufel draus schlau!“ Bertram wurde nun doch aufgebracht, wollte heftig erwidern, aber der Polizist sagte kategorisch:

„Ich muss Euren Pass zum Amte mitnehmen und ihn prüfen lassen. Ihr werdet ihn morgen zurückerhalten, wenn alles stimmt!“ Bertram war darüber sehr erbost. Aber er sah sich hier einer Übermacht gegenüber, die er für kleinstädtische Dummheit hielt. Er ließ sich von dem Wirt sein Zimmer zeigen, stieg in die erste Etage hinauf und legte sich verärgert schlafen.

Aber er lag wach. Von unten aus der Wirtsstube hörte er noch lange Lärm. Schließlich stand er auf, sah auf den vom Mond beschienenen Hof des Wirtshauses und - ihm stockte der Atem:

Er erblickte jenen weißgekleideten, scheuen Burschen vom See, der dem Dicken unten etwas ins Ohr geflüstert hatte, und jener Bursche ging jetzt über den Hof und führte zwei dunkle Pferde am Halfter.



Waren das nicht Pferde aus dem Rappengespann des Kuriers? Der Schatten der Dächer hinderte, dass Bertram die Pferde genau erkennen konnte. Aber das konnte ja nicht stimmen. Warum sollten Pferde sich nicht ähnlich sehen. Der Dicke und der Wirt hatten ihm ja von der Durchreise seines Herrn berichtet. Sein Gespann musste längst über die Oder sein. . .

Bei diesen Gedanken an seinen Herrn, denn er nun sicher bald einholen würde, beruhigte sich Bertram. Er seufzte und dachte, wie schlecht man es hat, wenn man allein durch die Welt reist. Im Schutze seines Herrn konnte er sich immer geborgen fühlen. Bertram wurde ruhiger: solche Spießbürger, die Massower! Wie sie ihn ungläubig und wie einen dahergelaufenen Wegelagerer ausgefragt hatten, Dummköpfe! Bertram lachte und schlief schließlich sanft ein,

Früh am anderen Morgen eilte er auf den Hof der Posthalterei. Der Postkutscher packte bereits alles Gepäck auf, Bertram sah auch die neue Deichsel, die inzwischen die alte, zerbrochene ersetzte, und ging in die Gaststube. Der Wirt begrüßte ihn recht eigenartig.

„Sergeant Villnow, unser Polizeibeamter, ist mit Eurem Pass noch nicht hier, Ihr werdet Euch wohl noch gedulden müssen“ saute er.

Bertram wurde ungeduldig. Auf dem Posthof wurden die Pferde angeschirrt, die zwei anderen Gäste der Kutsche erschienen aus ihren Gastzimmern zur Weiterfahrt, Bertram hatte noch rasch gefrühstückt. Dann, in letzter Minute, erschien der Polizist, Bertram eilte auf ihn zu, aber zu seinem Erstaunen hörte er, er konnte es nicht fassen:

„Ihr werdet noch bleiben müssen, bis Euer Pass genau geprüft ist! Bis jetzt ist noch vieles unklar. Auf dem Massower Amt hat man Order gegeben, Euch solange hier festzuhalten!“

„Unmöglich“, rief Bertram zornig, „ich versäume die Post, ich muss weiter, meinem Herrn hinterher, ich sagte es Euch. Ihr könnt mich nicht aufhalten, ich stehe im Dienst eines hohen russischen Beamten, des Kuriers!“

Bertrams Schelten half nichts, der Polizist zuckte nur die Achseln. Ja, das Tollste, er fügte noch hinzu:

„Ihr dürft Euch, solange Euer Pass amtlich geprüft wird, nicht hier vom Grundstück der Posthalterei fortbewegen!“ Der Polizist wandte sich an den Wirt: „Ihr haftet für den Reisenden hier, dass er nicht wegläuft!“

Bertram trumpfte auf, schimpfte gewaltig, aber es half alles nichts, Die Postkutsche fuhr ohne ihn ab, der Polizist entfernte sich, Bertram blieb noch in der Gaststube, ging dann in sein Zimmer hinauf, der Wirt solle ihn rufen, wenn man ihm den Pass brächte, aber der Wirt rief ihm nur höhnisch nach:

„Falls Ihr Langeweile habt, Herr, öffnet Euer Stubenfenster, da habt Ihr eine schöne Aussicht!“

Bertram kochte vor Wut. Ja, etwas Unglaubliches geschah: den ganzen Tag kam der Polizist nicht mehr in die Posthalterei, es wurde Abend, es wurde Nacht. Bertram schlief rasch ein, hoffend, anderntags müsse der Irrtum geklärt sein, aber auch am nächsten Tag erschien der Uniformierte nicht, Bertram rannte wie ein eingesperrter Löwe durch die ganze Posthalterei, von der Gaststube auf den Hof, in die Ställe, in den hübschen, ummauerten Garten hinter dem großen Poststalle, setzte sich wohl auch mal auf die Bank unter den hohen Fliederbüschen, aber er konnte keine Ruhe finden. Das war doch wirklich ein Stück aus dem Tollhaus, ein Muster hinterwäldlerischer Engstirnigkeit, Den Massowern würde er es irgendwann heimzahlen. Er wollte seinem Herrn davon berichten. Er wollte sich bei der Botschaft Russlands in Berlin beschweren, wenn er nur erst wieder seinen Herrn erreicht hätte.

Am dritten Tag endlich erschien der Polizist, nunmehr offensichtlich recht verlegen.

„Ich habe den Auftrag, Herr Bertram, Euch die Entschuldigung unseres Amtes mitzuteilen. Hier ist Euer Pass, es ist alles in Ordnung, Ihr könnt mit der nächsten Postkutsche weiterreisen. Verzeiht unsere Vorsicht, wir haben hier manche schlechte Erfahrung mit Reisenden gemacht. Wir folgen nur strengen, königlich-preußischen Vorschriften, wenn wir alles genau prüfen.“

Bertram atmete auf. Seine Erregung glättete sich im Augenblick, er unternahm noch einen Spaziergang durch das Städtchen, bestaunte die alte Stadtmauer, kehrte am Markte in einer sehr anheimelnden Wirtsstube ein, und als es soweit war, fand er sich in der Posthalterei ein, bestieg die Postkutsche und fuhr gen Weiten.

Seine Ungeduld, zu seinem Herrn zu kommen, überschattete den Ärger mit den Massowern bald, je mehr er sich von Tag zu Tag Berlin näherte. Sein Herr würde vielleicht sogar lachen. Er kannte ihn in solchen Fällen. Wenn man gegen etwas nicht ankonnte, pflegte der Brigadier zu sagen: „Wozu sich aufregen, Bertram, im Augenblick lässt sich nichts ändern. Nutz die Zeit inzwischen, wenn etwas unabänderlich ist!“

So etwas Ähnliches würde er vom Brigadier sicher zu hören bekommen, und er würde ihm lachend sagen: „Dann hast Du Dich ja drei Tage ausruhen können, konntest den Gartenbau der Massower Posthalterei ausgiebig studieren!“

So war der Brigadier immer, jemand, der Aufregungen ausglich, der versöhnend wirkte.

Das alles ist in Bertram lebendig geworden, als er Massow passiert. Damals vor Monaten, als er nach Berlin kam, hatte er das Massower Erlebnis bald vergessen, die Sorge, das Verschwinden seines Herrn, die Ungewissheit, schließlich die Mitteilung, der Fall des Kuriers müsse als erledigt gelten. Das hatte alles andere in Bertrams Gedanken in den Hintergrund gedrängt.

Jetzt, als der Kolberger Reisegefährte von der angeblichen Unsicherheit im Massower Land gesprochen hat, keimt in Bertram noch mehr Unruhe auf. Er denkt gleichzeitig plötzlich an den gefundenen Uniformknopf, der aussah wie die Knöpfe an der Jacke des kleinen Haiducken, und daran, dass nach den Reden der befragten Wirte der Haiduck so groß wie der Kutscher gewesen sein soll. Das alles wirbelt in Bertrams Kopf durcheinander. Eine Stimme in ihm flüstert:

Hier stimmt was nicht! Doch was sollten ein gefundener Knopf, einige vielleicht nur leicht dahergeredete Behauptungen über den Haiducken und, zu guter Letzt, was sollte Bertrams damaliges Erlebnis, in Massow mit allem zu tun haben? Zwischen dem gefundenen Knopf, den er jetzt, vor Tagen, auf der Rückreise nach Pommern, auf dem Hof einer märkischen Posthalterei zufällig fand, und Bertrams Erlebnis in Massow vor sechs Monaten, dazwischen ließ sich kein Faden knüpfen . . . !

Aber was war das doch für ein merkwürdiger weißgekleideter Bursche, der scheue Müllersknecht, der mit dem großen Schlüssel im See angelte! Der weiße Angler, seltsam, seltsam! Warum hatte er so scheu getan?

Kammerdiener Bertram ist ein braver Mensch, im Dienste seines Herrn hatte er gewiss allerlei Menschenkenntnis gesammelt. Dass damals der weiße Angler ein Mensch mit schlechtem Gewissen war, das festzustellen, dazu gehörte nicht viel. Aber in der Phantasie sich vielleicht irgendwelche Dinge des Erlebens der letzten Monate, einfach alles das, was ihm seltsam, unheimlich, zweifelhaft erschienen war, zusammenzukombinieren, dazu fehlte Bertram die Intelligenz.

Als die Postkutsche gerade Massow in Richtung Naugard verlässt - es ist noch früher Nachmittag --, begegnet ihnen ein Trauerzug. Bertram schaut heraus, die Postkutsche fährt respektvoll an den Trauernden nur im Schritt vorüber. Auch der Kolberger schaut, über Bertram geneigt, aus dem Kutschenfenster.

„Die Frau dort vorn, die weinend hinter dem Sarg geht, die sieht brav aus, Sicher eine gute Mutter, die um ihr Kind weint. Aber der Mann daneben, seht doch, der Dicke da, hat ein widerliches, versoffenes Gesicht. Eine abstoßende, hässliche Fratze, ein Grobfan. Geht neben der Frau wie ein Bandit aus der Unterwelt!“

Bertram findet die Beobachtung des Kolbergers unpassend, schaut aber doch näher hin und -- glaubt plötzlich, in dem hässlichen Dicken eben jenen widerlichen Kerl zu erkennen, der sich vor Monaten in der Massower Posthalterei, als Bertram festgehalten wurde, als der Müller von Warsow herausgestellt hatte. Eben jener Dicke, dem der scheue weiße Angler beim Eintritt in die Gaststube ins Ohr geflüstert hatte ...! Bertram denkt weniger abfällig wie der Kolberger Kaufmann. Er empfindet sogar mit:

„Auch unangenehme Menschen haben Schmerz“, sagte er zu dem Kolberger, „es sieht bei ihnen nur anders aus!“ Aber der Kolberger wehrt ab:

„Ihr denkt zu milde über die Menschen. Der da trägt das Böse auf der Stirn. Böse fügen anderen Menschen Schmerz zu, sie selbst sind grässliche Zyniker, roh gegen jeden Schmerz, auch gegen den eigenen!“

Nun, dieses Gespräch über Menschenkenntnis mag hier vielleicht ganz nebensächlich erscheinen, als Unterhaltung zweier Reisender, aber Bertram ist doch seltsam angerührt. Dass er ausgerechnet den dicken Müller heute im Trauerzuge sehen muss ...!

Das erste Wiedersehen mit dem Naugarder Pfarrhaus Flemming verläuft sehr traurig, der Pastor lässt sich noch einmal alles erzählen, was mit dem Verschwinden des Bruders zusammenhängt, aber er ist ein viel zu frommes, biederes Gemüt, um auf irgendeinen Verdacht zu kommen. Als Bertram zum Beispiel das Erlebnis in Massow erwähnt, tut er es mit einer freundlichen Geste ab:

„Die Massower waren schon immer vorsichtige Leute. Ein bißchen dickköpfig. Dass sie Deinen Pass einbehielten, Bertram, nichts als Starrsinn der Beamten. Sie wollen es dort immer ganz genau wissen!“

Der Bericht Bertrams über den weißen Angler, über die zwei Pferde im Massower Posthof, die aus dem Rappengespann des Brigadiers zu sein schienen, das bringt den Pastor Flemming auf keine argwöhnischen Gedanken.

„Dir ist auf der Reise nach Berlin überall berichtet worden, mein Bruder wäre durchgefahren. Die Berliner Polizei hat doch alle Auskünfte noch einmal bestätigt bekommen. Sie hatten doch Boten bis hier herauf zu uns geschickt, sie waren sogar bis zu mir gestoßen. Nein, nein Bertram, mein Bruder Rüdiger muss irgendeinem seltsamen Unfall zum Opfer gefallen sein. Vielleicht sind sie irgendwo in einen Sumpf geraten. Du kanntest meines Bruders Vorliebe auf Reisen vom Wege abzuschweifen, wenn ihn eine Landschaft besonders reizte. Die märkische Heide ist groß, es gibt dort viele Seen und auch Sumpf. Vielleicht hatten sie irgendwo ein Biwak aufgeschlagen, sind in der Frühe aufgebrochen und bei Nebel urplötzlich auf schwankenden Morastboden geraten ...! Gott möge ihm und seinen Leuten die letzte Stunde leicht gemacht haben!“

So versucht es Pastor Flemming zu erklären. Bertram glaubt es nicht, zweifelt, meint, die Berliner polizeilichen Nachforschungen seien gewiss sehr oberflächlich gewesen. Die Geschichte von dem gefundenen Uniformknopf, den Bertram sogar vorzeigt, weist der Pastor vollends ins Reich des Zufalls.

„Knöpfe gibt es viele, auch blanke. Jeder verliert mal einen Knopf!“

Dass der Haiduck, von dem die Posthalter zwischen Stettin und Berlin erzählt hatten, kein kleiner, fröhlicher Kerl war wie der Haiduck des Brigadiers, sondern angeblich ein größerer Geselle, scheu sogar, was wolle das besagen.

„Wer flüchtig einmal einen Menschen sieht, kann ihn hinterher meist nicht mehr näher beschreiben. Wenn Du nach einem Kleinen fragst, kann es Dir passieren, dass der Befragte nur einen Großen gesehen hat. Manchmal sagt er so etwas nur aus Widerspruch, weil es ihn ärgert, befragt zu werden.“

Die Aussage des Kolberger Kaufmanns, der zu Bertram von angeblicher Unsicherheit im Mas-sower Land gesprochen hat, auf die hört der Pastor gar nicht mehr. „Nachträglich reimt sich der Mensch oft manches zusammen, weil er die unerforschlichen Handlungen des Herrgottes nicht zu begreifen vermag. Er sucht auf seine Weise zu deuten und zu erklären, wenn Gott, der Herr, plötzlich aus unserer Mitte jemanden zu sich nimmt. Glaube schon, Bertram, der menschliche Unglaube baut sich Phantasiegebilde zusammen. Was soll's, - das Massower Land sei unsicher. Seit vielen Jahren gehen Handel und Wandel durch Pommern.“

Wir haben Kriegsjahre erlebt, hatten die Russen hier in Pommern, aber dennoch ist immer gehandelt worden, reisten Postkutschen durchs Land, wurden Menschen zwar in Kriegshandlungen getötet, aber niemand mehr durch Räuber. Räuber im Walde sind nur noch eine Volksmär. Unsere pommerschen Wälder sind herrliche Schöpfungen des Herrn, und Preußens großer König Friedrich hat, trotz Krieg, Ordnung im Land geschaffen.“

Bertram erwiderte beschämt auf diese Vorhaltungen nichts mehr. So kommt es, dass auch er von der frommen, demutsvollen Ergebenheit des Pastors beeindruckt wird, dass seine Unruhe sich legt und dass er beginnt sich umzutun, was er in der lieben, alten Heimatstadt nun mit seinem freien Leben beginnen könne. Als er durch Vermittlung des Pastors das Angebot bekommt, im Hause des Naugarder Bürgermeisters eine Art Dienerposten für alle Arbeiten anzunehmen und dessen hübschen, großen Garten zu hegen und zu pflegen, nimmt Bertram die Stellung an, froh, nun wieder richtig für jemand beschäftigt zu sein.

Alle zwei Monate trifft mit der Post von der Russischen Botschaft in Danzig eine Geldsumme für Bertram ein, die ihm zugesagte Pension, aber Bertram braucht das Geld kaum, legt es beiseite, höchstens, dass er es sich gern leistet, in den Naugarder Wirtshäusern am Feierabend mit Landsleuten zusammensitzen und dort ein Gläschen zu trinken. Bertram ist rasch bei den Naugardern beliebt, ja populär, denn alle wissen natürlich, in wessen Dienst er stand. Immer wieder muss Bertram die Geschichte vom Verschwinden des Kuriers erzählen.

Da Bertram gut und farbig zu erzählen versteht, ist er stets willkommen. Und wenn er in Naugard ein Gasthaus betritt, meinen manche heiter: „Ah, da kommt ja der Kurier der Zarin!“

Anfangs ist Bertram böse darüber, denn sein Herr war der Kurier, aber bald duldet er es, dass man ihn mit seinem verschollenen Herrn identifiziert. Er duldet es aus einer merkwürdigen Mischung von Verehrung und Treue zu seinem verschollenen Herrn und zugleich, weil dadurch vor den anderen Menschen ein Fünkchen Abglanz von einem geliebten Menschen auf ihn zurückfällt. Vielleicht kann man es auch ein bißchen Alters-Eitelkeit nennen, die ein Mensch empfindet und zur Schau trägt, der einmal etwas Besseres war und nun davon zehrt, . . .

Ein Jahr später . . .

Eines Abends sitzt Bertram im Naugarder Gasthaus „Zum Weißen Schwan“ und muss gerade anderen Landsleuten vom Leben in St. Petersburg erzählen, da betritt ein großer Mann den Raum. Der Wirt begrüßt ihn recht respektvoll. Der Fremde hinkt leicht, seine Augen sind so enggestellt, dass man meint, er schiele. Er trägt einen dunklen Anzug aus feinem seidig glänzendem Tuch.

„Sieh da, der Stelzer ist wieder mal da!“ meint ein Naugarder leise an Bertrams Tisch. Der alte Kammerdiener weiß nichts von diesem Manne. Er fragt die anderen. Man flüstert ihm zu, Stelzer sei Kaufmann für feine Tuche und Spitzenwaren, ein vermögender Herr mit Wohnsitz in Naugard, aber viel auf Reisen.

Bertram hatte im gleichen Zimmer an der Tür gestanden, als der Herr Stelzer als weit herumgekommener Kaufmann dem hohen russischen Kurier seine Reverenz und Aufwartung machte, und ihn höflich um einige Auskünfte über das Handelsleben in Russland bat. Er habe die Absicht,

seinen Tuchhandel auch auf Russland auszudehnen, zumal er aus seiner Jugendzeit Russland noch in einiger Erinnerung habe und etwas russisch spreche. Er sei im Baltenland, in Riga, geboren. In Pommern habe er sich seit über zehn Jahren niedergelassen.

An diesen Abend entsinnt sich Bertram jetzt, als der Tuchhändler Stelzer den „Weißen Schwan“ betreten hat. Er weiß auch noch, dass der Brigadier damals, als Stelzer gegangen war, sein Missfallen über ihn geäußert hatte. Was der alles habe wissen wollen. Er rede zu ölig und geschmeidig, hatte der Brigadier gemeint.

Ja, und nun, jetzt in diesem Augenblick sitzt eben dieser Mann, gegen den sein Herr solche Abneigung hatte, hier im Gastzimmer, hat sich Wein bestellt und sagt durch den Raum, zu Bertram gewendet, mit spöttischem Unterton:

„Aha, da ist ja auch der Herr Kurier der Zarin!“

Von allen Landsleuten hatte Bertram diesen Beinamen geduldet, aber dieser schleimige Kerl, mochte er auch vermögend sein und sich wer weiß was dünken, dieser hochfahrende Herr Tuchkaufmann hatte kein Recht, Bertram spöttisch Kurier der Zarin“ zu titulieren!

In der Gaststube ist es still geworden. Alle spüren, der Stelzer hat eine Spannung heraufbeschworen. Kein Naugarder hat den Stelzer je gemocht.

Bertram, erregt, sagt plötzlich, nicht zum Stelzer, sondern zu den anwesenden Naugardern gewendet, aber ganz laut, dass der Stelzer es hören muss. -

„Als ich die langen Jahre bei meinem Herrn in St. Petersburg weilte, haben wir viele Balten kennengelernt, viele bei Hofe, waren alles vornehme höhere Offiziere. Balten als Tuchkrämer gab es da nicht ...!“

Handel mit Stoffen zu betreiben ist ein Geschäft wie andere auch. Bertrams Wort „Tuchkrämer“ hat hier aber einen beleidigenden Sinn. Balten gehörten schon damals, im 18. Jahrhundert in Russland und am russischen Hof zur Führungsschicht. Sie hatten es nicht nötig, mit Tuchen und Spitzen zu reisen ...

Kaum hat Bertram das gesprochen, als der Stelzer zornig aufspringt und mit schneidender, schriller Stimme, wie sie sonst niemand an ihm kennt, Bertram anbrüllt:

„Frecher Kumpan! Sein Herr Kurier ist mit den Geldern der Zarin durchgebrannt und hat sich dünn gemacht, und der übriggebliebene Dienstmann wagt es, achtbare Bürger zu insultieren“

Spricht's, wirft eine Geldmünze auf den Tisch für den Wein, von dem er noch gar nicht getrunken hat und hinkt hochmütig zur Tür hinaus.

Einen Augenblick sind alle verdattert, aber dann bricht ein Lärm los in der Gaststube.

„Das hast Du ihm gut gesagt, Bertram“, sagen die anderen, alle prosten Bertram zu, selbst der Wirt, anfangs etwas verlegen, weil ein Gast bei ihm beleidigt wurde, hebt sein Glas zu Bertram:

„Auf das ehrliche Andenken Deines Herrn, Bertram!“ sagt er, und alle Naugarder stimmen ein. Niemand hier im Heimatort des verschwundenen Brigadiers hat von dem anfänglichen Gerücht etwas gehalten, der Brigadier könne deshalb verschwunden sein, weil er mit Geld seiner Zarin Katharina auf und davon gegangen sei. Dafür war der Brigadier Naugarder Sohn, den alle zu gut kannten. Er stammte aus dem Pfarrhause der Flemmings, das schon seit drei Generationen Naugards Pfarrer stellte. Aus diesem Hause konnte kein Veruntreuer hervorgehen. Stelzers Worte haben hier, zu dieser Stunde, alle Naugarder verletzt.

Die folgenden Tage geht dieses Gespräch im „Weißen Schwan“ durch Naugard. Auch Bertrams jetziger Herr, der alte Bürgermeister, hat davon gehört. Er spricht Bertram eines Abends daraufhin an. Bertram berichtet ihm verlegen, aber der Bürgermeister klopft ihm auf die Schulter:

„Warst wohl ein bißchen zu sehr aufgebracht, Bertram, hättest nicht Tuchkrämer zu sagen brauchen, aber spotten brauchst dir auch nicht zu lassen. Hab den falschen Kerl, diesen Stelzer, auch nie leiden mögen. Gehört nicht hierher in unsere Stadt!“

Die Abneigung gegen Stelzer in Naugard scheint ihre Gründe zu haben: wer sich in einer kleinen Stadt zu hoch dünkt und sich aufspielt, wird verachtet! Dafür ist man zu sehr Nachbar, schaut einander zu vertraut ins Gesicht, um nicht sofort zu spüren, wo einer einem was vormachen will. Wenn auch der Stelzer viel auf Reisen weilt, in Naugard, seinem Wohnsitz, kann er es nicht wegwischen, dass man ihn für einen „Aufplusterer“, einen eingebildeten Gecken hält, der anderen was vormachen, wenn nicht sogar vortäuschen will.

Vielleicht ist diese geschilderte Szene im Weißen Schwan“ zunächst höchst belanglos, denn sie scheint mit unserer Geschichte nichts zu tun zu haben, indessen erweist sie sich doch für den Ablauf der ganzen dramatischen Begebenheiten um den verschwundenen Kurier der Zarin, wie sich bald herausstellt, von wesentlicher Bedeutung. Niemand ahnt etwas davon, auch Bertram nicht. Die Jahreszeiten kommen und gehen im Pommerland. Preußen hat längst, Anno 1763, mit seinen Feinden den Frieden von Hubertusburg geschlossen. Preußens König hat sich keine Erholung gegönnt und sich sofort allerlei Reformen zur Kräftigung und zum Aufbau des ausgepowerten Königreiches gewidmet. Auch im preußischen Pommern bekommt man das zu spüren. Viele pommersche Soldaten sind aus dem Heer des großen Friedrichs heimgekehrt. In Naugard sind die Heimkehrer herzlich von ihren Angehörigen begrüßt worden, und der alte Bertram hat plötzlich einen Verwandten bekommen, den Fähnrich Hermann Weidner, einen Neffen, der gleich nach seiner Rückkehr den Posten eines Stadtschreibers erhält.

Bertram, der bis dahin ohne Anhang lebte, hat nun eine verwandtschaftliche Stütze. Der junge Weidner, in zahlreichen Kämpfen erprobter Krieger, nüchtern, klug, meist frohgelaunt, aber einer, dem man so leicht „kein X für ein U machen“ kann, hat sich ein paarmal von Bertram alle Einzelheiten über den Kurier der Zarin und sein Verschwinden erzählen lassen. Bertram hat mit einem Male einen neuen Zuhörer, während sonst die Naugarder alle Bertrams Geschichte schon kennen. Dieser Zuhörer aber unterscheidet sich von allen bisherigen: er fühlt sich als Verwandter mitbeteiligt und vor allem, er versteht zu kombinieren. Als er Bertrams Geschichte zum ersten Male vom Anfang bis Ende, von dem Massower Zwangsaufenthalt auf der Reise nach Berlin und dem gefundenen Uniformknopf auf der Rückreise gehört hat, sagt er sofort:

„Du hast ganz recht gehabt, Onkel. Da ist viel faul dran an der Sache. Eins ist sicher: der Haiduck, den die Posthalter im Märkischen zu sehen bekamen, muss ein ganz anderer gewesen sein. Wie, wenn auch Kutscher, Läufer und Kurier selbst ganz andere waren? Wenn sie nur vortäuschen sollten, dass man den Kurier samt Gefolge bereits ganz anderswo, vorher, bereits hier in Pommern, umgebracht hat! Vielleicht gar im Massow'schen!“

Bertram erstarrt. Das sind ganz ungeheuerliche Kombinationen. Alles, was Hermann Weidner hier ausspricht, als er mit dem Onkel eines Abends in dessen Stube hoch oben im Rathause sitzt, alles das hat in Bertram lange gewühlt, fügte sich nie zusammen, war nicht zum Faden zusammengeknüpft, aber nun auf einmal erscheint es Bertram als Möglichkeit.

Wenn man das rauskriegen könnte, wenn der grausame Tod unseres Landsmannes, des Kuriers der Zarin, seine Sühne fände, ach, Hermann, ich glaube, dann erst fände ich Frieden!“

Hermann Weidner versichert dem Onkel, er wolle die Nachforschungen auf seine Art neu aufnehmen. Weidner, der in Naugards Rathaus rasch allgemein beliebt geworden ist, lässt sich beim Bürgermeister melden und spricht sich unter vier Augen mit dem alten Herrn aus. Er äußert unverhohlen seine Verdachtsgründe: Am ganzen Verschwinden des Kuriers könne ein Massower Komplott beteiligt gewesen sein, ja, vielleicht habe man damals seinen Onkel Bertram in Massow, als man ihm zunächst wegen des angeblich unleserlichen russischen Passes die Weiterreise verwehrte, damit nur aufhalten und hinhalten wollen, damit er nicht schon tags darauf bei Rückfragen in der nächsten Posthalterei erführe, dort wäre kein Kurier durchgekommen. Dann wäre der Verdacht sofort auf die Massower Umgebung gefallen. Vielleicht wären die

von den Posthaltereien bis vor die Tore Berlins bemerkten Insassen der Kutsche, der Kurier, sein Haiduck, sein Kutscher und sein Läufer nur Theaterfiguren gewesen, um den Banditen aus Massows Gegend ein Alibi zu verschaffen!

Der junge Weidner ist ein beredter Feuerkopf. Der alte Bürgermeister hat Leute dieses Schlagens gern. Er äußert sich zwar zunächst sehr skeptisch, weil ihm alles zu phantasiereich vorkommt, er fragt aber Weidner, wie er es anstellen wolle, die Wahrheit zu erfahren.

„Gebt mir eine Woche Urlaub von meinem Schreiberamt, verehrter Herr Bürgermeister! Lasst mich unauffällig in Massow auf meine Art Nachforschungen und Erkundigungen anstellen!“

Naugards Bürgermeister zögert. Ihm ist nicht ganz wohl zu Mute, weil er für den Fall, dass an Weidners üppig wuchernden Vermutungen etwas dran sein sollte, in die Verlegenheit käme, den Massowern viel Ärger und Kummer zu bereiten.

Er mag die Nachbarstadt nicht mit vielleicht aus der Luft gegriffenen Verdächtigungen beleidigen, er kennt und schätzt Massows Bürgermeister. Er äußert seine Bedenken zu Weidner, aber der hat eine überzeugende Entgegnung zur Hand;

„Wieso beleidigen und bekümmern? Niemand will Massow und seine achtbaren Bürger beleidigen.“ Wenn es aber unter ihnen Banditen gäbe, so wie sie leider überall auf Gottes weitem Erdboden nun einmal verstreut seien, ohne dass diese Banditen Rücksicht nähmen auf die Achtbarkeit der Menschen in Stadt und Land, dann gehören solche Burschen an den Pranger gestellt. Verbrecher müssen ausgemerzt werden. Wir müssen den Mut haben, unehrenhafte Gesellen mitten unter uns zu suchen und zu finden. Rücksicht auf Verbrecher im eigenen Lande sei falsch!

Dieses forsch und aufrecht vorgetragene Argument überzeugt den alten Bürgermeister von Naugard.

Der junge Weidner hat in den Feldzügen unter Preußens großem König gelernt - den Feind muss man fangen, ehe man ihn im eigenen Rücken hat, Weidner war ein guter, junger Soldat. Dass er aus seinen Kriegserfahrungen Rückschlüsse auf das bürgerliche Leben zieht, ist ganz natürlich.

Solche und ähnliche Gedanken noch hat der junge Weidner zu seinem Bürgermeister geäußert, und gewiss hat manches ein bisschen überhitzt und zu selbstbewusst geklungen. Naugards Bürgermeister dämpft den Eifer seines Stadtschreibers Weidner, indem er lächelnd abschließt:

„Gut, denn, eine Woche Urlaub habt Ihr. Fahrt meinetwegen nach Massow, aber - ganz für Euch, versteht sich. Forscht, ohne dass Ihr Euch je berufen könnt, ich hätte es Euch gestattet. Und Kosten für Eure Massower Reise kann ich Euch nicht bewilligen. Wenn Ihr Naugard Ehre machen wollt, indem Ihr glaubt, vielleicht ein Verbrechen aufdecken zu helfen, so muss das zunächst Euer ganz privates Unternehmen sein!“

Dass sich Naugards Bürgermeister klug von dem Weidnerschen Unternehmen distanziert, obwohl er der Sache vollen Erfolg wünscht, dämpft Weidners Feuereifer nicht im Geringsten.

Weidner hat seinem Onkel Bertram von allem berichtet und ihm aufgetragen, niemandem ein Sterbenswörtchen zu verraten. Dann verabschiedet er sich von ihm, besteigt die nächste Postkutsche nach Massow und kehrt eine Woche später nach Naugard zurück.

Sind Weidners Nachforschungen vergeblich gewesen? Weidner hat es sehr geschickt angefangen, im Grunde aber zunächst nicht viel zusammengetragen, was den gehegten Verdacht gegen eine mögliche Massower Verbrecherbande auch nur irgendwie handfest beweisen könnte.

Er berichtet sowohl dem Bürgermeister als auch Bertram vom Ergebnis seiner Massower Reise. Niemand kannte ihn in Massow, als er für einige Tage in der Massower Posthalterei Quartier nahm und dort vorgab, im Interesse des Zusammenhalts seiner vielfältig verzweigten Familie gewisse Familienforschungen treiben zu müssen. So fiel es nicht auf, dass er sich, ganz bewusst, nach allerlei Namen erkundigte, die es einerseits in Massow gar nicht gab, die aber davon

ablenkten, dass er sich überhaupt nach anderen Leuten und ihren Familien erkundigte. Er unternahm viele Spaziergänge durch das Städtchen und seine Umgebung. Was er herausbekam, war wenig, nämlich nur folgendes:

Der Müller der Warsower Mühle steht in Massow in keinem guten Ruf. Er säuft viel, spielt um Geld und treibt allerlei großen Aufwand bei Gelagen, aber niemand in Massow kann ihm nachsagen, dass er trotz dieses großen Geldverbrauchs irgendwann einmal in Geldschwierigkeiten gewesen war. Die Warsower Mühle müsse also sehr viel abwerfen.

In der Tat stand das Mehl aus der Warsower Mühle schon damals in gutem Ruf. Aber - es gab doch Massower, die da einige Bedenken hatten: Dass man von der Mühle so gut leben kann wie der Müller, wagten sie zu bezweifeln.

Die meisten Massower fanden ihn unsympathisch. Er galt als Grobian. Weidner war eines Tages bis zur Mühle spazierengegangen, hatte mit der Müllerin als Waldspaziergänger ein Gespräch angefangen. Diese arme Frau trug schwer an ihrem großen Kummer. Ihre Tochter Hannchen war im Spätherbst 1761 an schwerem Nervenfieber und Auszehrung gestorben. Der tiefere Grund Ihres Todes aber war Liebeskummer.

Als der junge Weidner gerade dies seinem Onkel erzählt, unterbricht ihn der Onkel:

„Aha“, sagt er, „das war der Trauerzug, den ich von der Postkutsche aus sah. Und wer war ihr Liebster?“

Weidner lächelt: „Hab gar nicht gewusst, Onkel, dass Du so an Liebesgeschichten interessiert bist. Nun, auch das hab ich rausgekriegt: Hannchens Liebster war der Müllergeselle ...!“

„Der weiße Angler ...!“ schreit Onkel Bertram dazwischen.

„Siehst Du, ich hab's immer gewusst, dass mit dem was war. Wie er am See, als ich ihn beobachtete, so unheimlich und scheu auftrat, wie er später in der Massower Posthalterei seinem Herrn, dem dicken Müller, so ins Ohr flüsterte ...!“

„Gewiss, gewiss, Onkel, aber Liebeskummer macht nicht unbedingt schlechtes Gewissen. Es stimmt traurig, aber - nicht ängstlich. Wenn ich dich recht verstand, zeigte sich der weiße Angler ausgesprochen ängstlich!“

„Natürlich, er sah aus, als säße ihm die Angst im Genick!“

Weidner berichtete weiter, dieser Müllergeselle sei wohl bald, nachdem ihn Onkel Bertram im Dämmerdunkel mit einem Schlüssel im See angeln sah, also bereits im Frühjahr 1761, als Bertram nach Berlin reiste, aus der Warsower Mühle fortgegangen. Der böse Müller war gegen ein Verlöbnis zwischen Hannchen, seiner Tochter, und dem zwar tüchtigen, aber mittellosen Müllergesellen Fritz.

„Man müsste diesen Fritz haben. Vielleicht könnte der einem mehr erzählen, was in der Warsower Mühle so vor sich ging oder noch geht. Wenn Fritz sein Hannchen so liebte und Hannchen ihn auch, und wenn selbst die Müllerin diese Liebe begünstigte - so hatte es Weidner erfahren, aus dem Munde der Müllerin selbst --, dann war nicht einzusehen, dass Fritz so sang- und klanglos das Feld räumte und aus der Mühle fortging, nur weil der Müller selbst dagegen war. Ein Liebender kämpft um seine Liebe. Vielleicht hat er noch einen anderen Grund gehabt, der sein Gewissen belastete ...!“

Weidner, der diese Vermutung ausspricht, fährt in seinem Bericht weiter fort: In der Massower Posthalterei wäre der Treffpunkt eines kleinen Kreises von Leuten, die dort viel und häufig trinken und hoch um Geld spielen. Die ordentlichen Massower Bürger betrachten den Wirtshausbetrieb der Posthalterei mit großer Zurückhaltung, sie gehen selbst selten dorthin. Übrigens: von Massow führe eine seltsame Spur nach Naugard selbst!

„Hierher zu uns“ fragt Bertram entsetzt.



„Ruhig Blut, Alterchen“, lächelt Weidner. In Massow lebt auch ein gewisser Stelzer, der zu der Clique gehört, die in der Posthalterei trinkt und spielt. Dieser Stelzer ist ein Bruder des in Naugard ansässigen Stelzer. Auch dieser Stelzer ist in Massow unbeliebt. Was er eigentlich für Geschäfte treibt, weiß niemand recht in Massow. Er soll an den Handelsgeschäften seines Bruders in Naugard beteiligt sein ...“

Diese Mitteilung versetzt den alten Bertram in große Aufregung. Beide, Onkel und Neffe, hocken an diesem Abend, es ist ein Oktobertag Anno 1765, noch lange zusammen. Ihre phantasievollen Vermutungen und Kombinationen schlagen, hohe Wellen, aber am Ende kommen sie zu dem Schluss:

Bis dahin kann alles Klatsch und Tratsch sein: das, was man von dem bösen Müller weiß, von der Saufkumpanei in der Posthalterei, vom Massower Stelzer und seiner Verbindung zu dem Bruder in Naugard. Einen festen Anhaltspunkt, um der Polizei gegenüber einen Verdacht auszusprechen, gibt es nicht.

Weidner in seinem Feuereifer meint nur: „Onkelchen, das konnten wir so rasch auch gar nicht erwarten. Man muss weiter sehen. Vorläufig ist alles von uns Theorie. Lasst uns die Fäden weiterspinnen ...!“

Nun, der Faden spinnt sich allein weiter zum Garn. Der Zufall gibt unseren Freunden unerwartet etwas in die Hand.

Bertram hat sich eines Abends wieder in eine Gaststätte begeben, diesmal in die Naugarder Posthalterei, und auch dort scherzt man wieder zu ihm:

„Na, alter Kurier der Zarin“, sagen die Gäste, „schön, dass Du wieder mal da bist. Setz dich zu uns!“

So sitzen mehrere Naugarder am Tische, erzählen und zechen, Der Wirt selbst fällt an diesem Abend durch einige Aufregung auf. Er zupft Bertram ein paarmal am Ärmel. Bertram nimmt es erst nicht wahr. Erst, als er gehen will, meint der Wirt zu ihm, ohne dass es die anderen hören:

„Geh mal ins Hinterzimmer, wollt Dir was erzählen, Bertram!“

Bertram verschwindet neugierig in das kleine Hinterstübchen hinter dem Gastraum. Die anderen Gäste sehen das und schmunzeln.

„Du willst Dich wohl beim Kurier der Zarin einschmeicheln, lachen sie, und der Wirt lacht natürlich auch. Er trägt ein Glas Wein für Bertram ins Hinterzimmer und lässt die Gäste für ein Weilchen allein.

Bertram ist ganz aufgeregt.

„Was hast Du denn!“

Der Wirt beginnt geheimnisvoll:

„Du hattest doch den Ärger mit diesem hochfahrenden Stelzer. In ganz Naugard sprach man doch davon. Damals hast Du ihn öffentlich Tuchkrämer genannt“.

„Ja, und“

„Von dem hab ich was Komisches erfahren!“ „Nu, erzähl schon“, sagt Bertram.

„Du darfst aber zu niemandem ein Wörtchen verlauten lassen, sonst geht's mir an den Kragen.“

Bertram verspricht es, und der Wirt berichtet:

„Du weißt, die Postkutschen bringen die Posttasche mit Briefen hierher zu mir. Ich nehme die Briefe heraus, die für Naugarder bestimmt sind, und lege diejenigen herein, wenn Naugarder Post nach außerhalb mitzugeben haben. Ich darf zu niemandem sagen, wer Post bekommt oder wessen Post abgeht. Das hat man mir feierlich aufgetragen. Postsachen sind immer Geheimsachen, das weißt Du.“

„Na, weiter, weiter“, drängt Bertram. „Neulich kam ein Brief für diesen Stelzer hier in Naugard!“ „Für den Stelzer? Na, warum sollte er keine Post bekommen?“

„Der Brief kam aus Massow!“

„Von seinem Bruder, den er dort hat“

„Nein, vom Müller der Warsower Mühle“

Bertram wird immer gespannter. Der Wirt und Posthalter fährt fort:

„Dummerweise war das Siegel dieses Briefes schlecht gesiegelt, ein Teil Siegellack war abgebrochen. Ich besah es mir, fasste daran. Da fiel der ganze Siegellack ab, der Brief war offen! Wenn Briefe mal beschädigt sind, so ist mir aufgetragen, sie neu zu versiegeln und das außen auf den Brief raufzuschreiben, etwa so: Siegel beschädigt. Neuversiegelt von der Posthalterei Naugards“

Der Wirt spricht jetzt ganz leise, obwohl ihn aus dem Hinterzimmer niemand in der Gaststube hören könnte: „Nu, erzähl schon“, sagt Bertram.

„Du darfst aber zu niemandem ein Wörtchen verlauten lassen, sonst geht's mir an den Kragen.“

Bertram verspricht es, und der Wirt berichtet:

„Du weißt, die Postkutschen bringen die Posttasche mit Briefen hierher zu mir. Ich nehme die Briefe heraus, die für Naugarder bestimmt sind, und lege diejenigen herein, wenn Naugarder Post nach außerhalb mitzugeben haben. Ich darf zu niemandem sagen, wer Post bekommt oder wessen Post abgeht.“

Das hat man mir feierlich aufgetragen. Postsachen sind immer Geheimsachen, das weißt Du.“

„Na, weiter, weiter“, drängt Bertram.

„Neulich kam ein Brief für diesen Stelzer hier in Naugard!“ .Für den Stelzer Na, warum sollte er keine Post bekommen?“

„Der Brief kam aus Massow!“

„Von seinem Bruder, den er dort hat“

„Nein, vom Müller der Warsower Mühle!“

Bertram wird immer gespannter. Der Wirt und Posthalter fährt fort:

„Dummerweise war das Siegel dieses Briefes schlecht gesiegelt, ein Teil Siegellack war abgebrochen. Ich besah es mir, fasste daran. Da fiel der ganze Siegellack ab, der Brief war offen! Wenn Briefe mal beschädigt sind, so ist mir aufgetragen, sie neu zu versiegeln und das außen auf den Brief raufzuschreiben, etwa so: Siegel beschädigt. Neuversiegelt von der Posthalterei Naugard!“

Der Wirt spricht jetzt ganz leise, obwohl ihn aus dem Hinterzimmer niemand in der Gaststube hören könnte:

„In dem Brief fordert der Warsower Müller den Stelzer auf...“

„Nu sag schon, was wollte er vom Stelzer!“ fährt Bertram dazwischen.

„... Der Müller schrieb, es wären nun schon vier Jahre vergangen, aber er habe vom hohen Herrn Stelzer immer noch nicht seinen Anteil aus der Sache F voll ausgezahlt bekommen. Er brauche jetzt aber dringend sein Geld und Stelzer möge schleunigst zahlen!“

Bertram schweigt. Was in seinem Kopf bei dieser Mitteilung vorgeht, kann der Wirt kaum deuten. Er meint nur:

„Dieser Stelzer ist also sicher eine recht miese Krämerseele, ganz anders, als er sich hier aufspielt. Er treibt sicher nicht nur Tuchgeschäfte, denn was sollte er mit dem Warsower Müller einen solchen Handel haben. Vielleicht irgendein Mehlgeschäft, irgendetwas mit Korn oder so, und der Stelzer hat den Vermittler gespielt und dem Müller sein Geld nicht voll ausgezahlt. Die Sache F, wer weiß, was das sein soll, aber der Müller hat noch nicht sein ganzes Geld dafür. Auf jeden Fall hat der Stelzer außerhalb von Naugard erhebliche, offensichtlich nicht ehrenhafte Schulden, denn wenn einer nach vier Jahren noch darum schreiben muss...“

„Ja, da hast Du wohl recht“, meinte Bertram sehr beeindruckt und nachdenklich, aber wenn der Wirt ihm das nur erzählen wollte, um Bertrams schlechte Meinung über den Stelzer zu bestärken, sozusagen, um den Klatsch und Tratsch etwas zu beleben und zu vertiefen, so hat er bei Bertram in diesem Augenblick viel mehr erreicht. Bertram, so alt er ist, versteht sogar zu schauspielern.

„Nun sieh mal einer an“, sagte er, ich hab's ja immer gesagt: der Stelzer scheint mehr als er ist. Hier zeigt er sich als hoher Herr und ist doch ein schäbiger Schuldenmacher! Hahaha!“ Bertram lachte sogar, und der Wirt lacht mit und kneift den Bertram vergnügt in den Arm.

„Aber --- kein Wörtchen von dem Brief, Alter. Hab ich neu versiegelt, der Stelzer hat ihn gekriegt, der wird sich schön geärgert haben über das, was der Müller ihm schrieb!“

Bertram verspricht Verschwiegenheit und geht.

Spät nachts noch sitzt er mit dem Neffen Weidner zusammen, dem er alles ganz vertraulich weitererzählt. Weidner pfeift vergnügt, reibt sich die Hände:

„Die Sache kriegt Farbe, Onkel. Mit dem Briefinhalt können wir zwar noch nicht direkt arbeiten, denn er ist uns vertraulich mitgeteilt worden. Aber -- vor vier Jahren, so schrieb der Müller, sei die Sache F gewesen. Das war also 1761. Und F, das kann -- Flemming heißen. Unser verschwundener Brigadier, Dein Herr, der Kurier, hieß doch Rüdiger Flemming! Das kann es sein. Das könnte stimmen. Und aus dieser Sache bekäme der Warsower Müller noch Geld. Also -- wohl aus der Beute vom Raubüberfall, mit dem man den edlen Kurier der Zarin erledigte. Und das viele Geld, das er mit sich führte, das haben die Brüder aufgeteilt. Und Stelzer muss der Anführer gewesen sein ...!“

Der alte Bertram zittert vor Aufregung. Wenn das so gewesen wäre! Ein furchtbares Verbrechen. Aber -- es ist immer noch nicht bewiesen! Wenn man den Müller und den Stelzer stellen würde, könnten sie wer weiß was erfinden und erzählen, was das für eine gemeinsame „Sache F“ gewesen sei.

„Leider ist das so“, schließt Weidner. „Komm Onkel, lass uns noch einen kleinen Nachtspaziergang machen, tut uns gut nach dem Abend!“

Weidner hilft dem alten Onkel in den Mantel, beide steigen die Stufen aus dem Dachgeschoss des Rathauses herunter, wo der alte Bertram sein Zimmerchen hat. Beide gehen über den Marktplatz in Richtung auf den Naugarder See. Hier und da stehen schon beladene Wagen herum. Am anderen Tag soll in Naugard der große Herbstjahrmarkt beginnen.

„Diesmal wird's wohl großen Auftrieb geben, sind mehr Händler gekommen als jemals. Die Friedenszeit nach dem langen Krieg beginnt sich auszuwirken“, meint Weidner. So plaudern beide noch lange bei ihrem Rundgang, schauen auf den lieben alten See, der jetzt, im Mondschein, wie ein Spiegel blinkt. Ein Bild tiefer, tiefer Ruhe ...!

Am anderen Tag, einem goldenen, sonnigen Herbsttag, ist Jahrmarkt in Naugard. Buntes Leben und Treiben auf dem Markte selbst, in den Straßen drum herum, bis ans Seeufer hin! Anpreiser von Waren. Honigduft aus Buden, wo Mandeln geröstet werden, Stände mit Gewürzen, weit aus dem Ausland, Scheren- und Messerhändler, Töpfe, Pfannen, blinkende Kessel, dazwischen Schaubuden und Artisten. Einer, der auf Brettern zwischen zwei Tonnen vor der neugierigen Menge steht und phantastische Zauberkunststücke macht -- ein Trubel ohnegleichen, an diesem Tag Anno 1765 im Herbst nicht viel anders als zu unseren Zeiten im 20. Jahrhundert, höchstens,- noch lebhafter, noch bunter, noch lustiger.

Einer hat Frettchen zu verkaufen für die Jäger; Kinder umstehen ihn, betasten die zierlich und possierlich schnuppernden Näschen der kleinen goldgelben, langgestreckten Tierchen.

Auch der alte Bertram pilgert über den Markt, an Ständen vorbei, steht hier, plaudert da, hat einen Korb am Arm und hat für den Herrn Bürgermeister und seine Familie dies und das einzukaufen. Bertram hat nun die 60 überschritten, aber er ist noch rüstig, nur grauhaarig. Aber er hält sich immer noch kerzengrade. Der alte Kammerdiener lebt noch in ihm.

Gerade hat Bertram einen Stand verlassen, will weitergehen. Da - keine fünf Schritte vor ihm steht einer, das Gesicht halb abgewandt, unschlüssig, scheu offenbar. Er hat Bertram nicht gesehen, aber Bertram durchzuckt es. Nur einen Augenblick verhält Bertram sich still, dann gibt er rasch seinen Korb dem nächsten Händler.

„Bewahrt ihn auf“, hetzt er, „ich komme gleich wieder, hole ihn ab!“ Und da stellt er den Korb auch schon hin, ehe der Händler antworten kann, wendet sich, verschwindet im Gewühl, drängt und schiebt, dass die Leute unwillig werden. Einer ruft: „Warum denn so eilig, alter Kurier!“

Aber Bertram hört nichts, drängt, hastet, so schnell ihn seine Füße tragen, kommt im Rathaus an, läuft und stolpert zur ersten Etage rauf, reißt die Tür auf, hinter der der junge Weidner seinen Schreiberdienst verrichtet und ruft, völlig aus der Puste, dem Neffen zu:

„Der weiße Angler!“

„Wo!“ kann Weidner nur erschrocken sagen, aber er ist schon hoch hinter seinem Tisch, er läuft mit dem Onkel, ohne den Bürgermeister, seinen Vorgesetzten, lange zu fragen. Beide, der Alte und der Junge, hetzen, stoßen und schieben sich durch die Menge, blicken überall unruhig und aufgeregt umher. Viele Naugarder schauen verärgert, sind empört.

Da ist das Gasthaus, in der kleinen Straße nahe dem Markt. Der Gesuchte will gerade eintreten: Bertram hat ihn erspäht, Weidner ist schneller. Hastet, brüllt:

„Mörder, Mörder, haltet ihn!“

Der Unbekannte hat begriffen, dass man etwas von ihm will, er scheint Bertram urplötzlich wiedererkannt zu haben, ist entsetzt, läuft die Straße runter, aber da ist bereits zu viel Aufregung um den rennenden Weidner und den ihm nachlaufenden Bertram, und die Rufe „Mörder!“, die die Straße herunterhallen, tun das ihrige.

Der Unbekannte, der davonzulaufen versucht, kommt nicht weit. Die Naugarder verstellen ihm die Flucht, die ersten haben ihn gepackt. Weidner ist heran, brüllt immer wieder:

„Mörder, Mörder! Wir haben ihn!“ Und auch Bertram ist nun da, und kann nur, schwer keuchend, rusrufen:

„Der da weiß alles!“ Und im Augenblick ist ein dicker Menschauflauf da, und in der Mitte steht der Unbekannte, der „weiße Angler“ Bertrams, und --- zur Überraschung aller Umstehenden sagt er nur, leise stotternd; „Nehm mich nur fest, ja, ja ...!“ Und es ist, als wäre plötzlich ein Alp von ihm genommen. Er richtet sich etwas auf, eigentlich sogar ein gut aussehender Burche, nur ein bisschen verwildert in der Kleidung:

„Ja, verhaftet mich! Gott sei Dank!“

Zwei Polizisten sind vom Markt erschienen. Der „weiße Angler“ wird abgeführt, die Naugarder gehen in Scharen mit. Sie wissen zwar nicht genau, was der Mann verbrochen haben soll. Bertram und Weidner haben nur irgend etwas gesagt, und die Naugarder haben daraus die Worte „Mord am Kurier der Zarin“ vernommen, und alle wissen auch, dass das ihr Naugarder Landsmann Rüdiger Flemming war. Die Empörung gegen den Verhafteten wächst, man droht über ihn herzufallen.

Polizisten, Bertram, Weidner und der Ertappte verschwinden im Rathaus. Man führt ihn gleich in die erste Etage. Die anderen Beamten treten aus ihren Zimmern. Der Bürgermeister hat seine Tür geöffnet. Fritz, der Müllergeselle der Warsower Mühle, steht vor dem Bürger-

meister, und noch ehe man ihn fragen kann, beginnt er, redet, spricht, schluchzt, gesteht, und von Satz zu Satz wird er freier. Ein geplagter, gehetzter, von Unruhe hin und her gerissener Mensch redet sich restlos alles von der Seele herunter.

Ein Mörder? Der Bürgermeister, der alte Bertram, der junge Weidner, die ersten Zuhörer, stehen erschüttert. Müllergeselle Fritz wird in die Amtszelle gesperrt.

Nun geht alles Schlag auf Schlag. Naugards Bürgermeister hat reitende Eilboten zum zuständigen Stettiner Stadtgericht gesandt. In vier Tagen sind sämtliche Beteiligten am Raubüberfall auf den Brigadier Rüdiger Flemming, den Kurier der Zarin, verhaftet und nach Stettin gebracht worden: Der dicke Müller von Warsow, der Tuchkaufmann Stelzer aus Naugard und sein Bruder in Massow, der Posthalter von Massow, der Massower Polizei-Amtsgehilfe Daniel, ferner ein Massower Schuhmacher, ein Kossät und ein Ackermann. Und natürlich Fritz, der Müllergeselle.

Das Stettiner Stadtgericht hat alles zusammengetragen: Bertrams Anklage und eigene Beobachtungen, seine Erlebnisse Anno 1761 in der Posthalterei von Massow, und die Sache mit dem aufgefundenen Haiduckenknopf, ferner Weidners Untersuchungsergebnisse über den Leumund der Banditen, schließlich sogar den Inhalt des Briefes, den der Posthalter von Naugard mitteilte und in dem der Warsower Müller vom Naugarder Stelzer Geld aus der „Sache F“ fordert. Das war es, die Sache F. Und aus dem vollen Geständnis des Müllergesellen Fritz ergab sich folgendes Bild:

Fritz, aus Stargard stammend, hatte Dienst in der Warsower Mühle genommen und war in Liebe zur Müllerstochter Hannchen entbrannt. Die Müllerin förderte die Verbindung, weil sie die Tochter in den Händen eines braven, ordentlichen Jungen wissen wollte. Der Vater, der grobe Müller, tyrannisierte die Familie. Die Frau und die Tochter litten unter ihm.

Noch mussten weder Müllerin noch Tochter annehmen, dass der brutale Vater sich längst auf Abwegen befand, sie ahnten nur einiges. Eines Abends überraschte der Müller den Fritz, das liebreizende junge Hannchen und deren Mutter in trautem, freundlichem Gespräch. Der Müller erboste sich, kündigte Fritz sofort die Stellung, er könne sich zum Monatsende zum Teufel scheren und untersagte ihm jedes gemeinsame Wort mit Hannchen und seiner Frau.

Fritz, zornig, aufgebracht, beherrscht sich dennoch, irrt einen halben Tag bis tief in die Nacht durch Wald und Feld, kommt zu mitternächtlicher Stunde heimwärts, am Warsower See entlang, vernimmt Stimmen, stolpert urplötzlich in eine dunkle Menschengruppe hinein. Man hält ihn fest, einige rufen „totschlagen“, denn Fritz ist nun Zeuge irgendeiner dunklen Tat geworden. Aber da vernimmt er des groben Müllers Stimme:

„Sieh da, der Fritz!“ höhnt er, aber er erfasst sofort die Situation. „Da“, sagt er und drückt Fritz einen Spaten in die Hand.

Fritz muss eine Grube ausheben helfen. Eine trübe, flackernde Laterne beleuchtet die nächtliche Szene. Fritz erkennt in Angst und Schrecken unter Bäumen liegende Leichen. Erschlagene, erwürgte, totgestochene Menschen, die man sogar ihrer Kleider beraubt hatte. Falls man jemals die Leichen findet, soll nichts auf ihre Herkunft weisen.

Fritz muss anpacken und die Leichen in die Gruben werfen helfen. Sie werden elend verscharrt. Oben die Erde ward mit Strauchwerk abgedeckt. Einer, ein langer, unheimlicher Kerl, offenbar hinkend, wird von Fritz noch erkannt. Er befiehlt hier, der Müller ist anscheinend sein Haupthelfer. Die geraubten Kleider werden in eine, unter Bäumen verborgene gelbe Kutsche gelegt. Die unruhig davor stampfenden Pferde samt Gefährt werden von den anderen weggeführt. Alle verschwinden im Dunkeln. Nur der Müller hält Fritz noch fest. Klopft Ihm auf die Schulter, halb höhnisch, halb freundlich: „Bist ja nun Mittäter, Fritz! Aber --- hast tüchtig mitgeholfen. Wenn Du klug bist und das Maul hältst, will ich nicht so sein, dann kannst vielleicht die Hanna kriegen!“

Fritz hat diese Nacht nicht geschlafen, vor Aufregung, Sorge und Ekel zugleich. Er soll sein Hannchen bekommen, als Lohn für Mitwisser- und Mittäterschaft? Das kann er nicht, der Fritz. Aber soll Hannchen weiter unter dem tyrannischen Vater leben? Fritz wacht bis in den Morgen hinein.

Am anderen Nachmittag erhält er vom Müller den Auftrag, gegen Abend, zur Dämmerstunde, am See eine gute Stelle auszuloten, wo man die Kiste mit dem Geld, die der erschlagene hohe Herr bei sich führte, vorläufig versenken könnte. Fritz erledigt widerwillig den Auftrag. Da hört er Schritte im Wald. Er weiß nicht, wie weit ihn der Wanderer bereits beobachtet hat. Der Wanderer, niemand anderes als der Kammerdiener Bertram, ist vor Fritz in der Massower Posthalterei. Fritz, noch im weißen Müllerkittel, eilt heimlich dorthin, um dem Müller Bescheid zu sagen. Er betritt die Gaststube, flüstert mit dem Müller und erkennt erschreckt in Bertram den Waldwanderer.

[...] macht also mit, hat die Aufgabe, Kammerdiener Bertram einige Tage, mindestens drei, in Massow festzuhalten. Wie er das macht, ist seine Sache, der Wirt wird ihm schon helfen.

Stelzer aber, sein Bruder, auch der Müller und einige andere Mittäter gehen sofort und in Windeseile noch diese Nacht ans Werk. Stelzer zieht die Kleidung des Kuriers der Zarin an, die passt ihm ungefähr. Der Müller muss den Kutscher spielen, der eine Massower Kossät den Läufer. Und weil niemand in die Kleidung des Haiducken passt, muss der arme Fritz heran. Auch er ist erheblich größer, aber man zwingt ihn hinein.

Während die Gebeine der Erschlagenen nackt, in feuchter Gruft, am Warsower See verscharrt sind, fahren diejenigen, die die Erschlagenen darstellen sollen, mit der gelben Kutsche durchs Land, Richtung Berlin, nächtigen in Posthaltereien, machen hier und dort halt, alles nur, um gesehen zu werden, um das Verschwinden und Ausbleiben des Kuriers in eine andere Gegend zu verlagern, und zwar vor die Tore Berlins.

Das alles hat geklappt. Fritz ist bei dieser Reise in der knappen, viel zu engen Haiducken-Uniform, ständig widerwärtig zumute gewesen, Zu Hannchen wird er nie zurückkehren können. Er ist ja selbst Mittäter geworden.

Vor Berlin werden die Pferde nacheinander an einzelne Bauern verkauft, für ganz billiges Geld. Diese Bauern haben sich später nie gemeldet, als in den Berliner Zeitungen von einer verschwundenen gelben Kutsche die Rede war. Die Kutsche wurde zertrümmert und verbrannt.

Die Gebrüder Stelzer, der Müller und der Kossät sind auf Umwegen nach Pommern zurückgekehrt. Das viele Geld aus der versenkten Kiste ist teilweise unter alle Beteiligten gekommen, nur einen Hauptbatzen hat der Stelzer immer noch allen vorenthalten.

Einige der in Stettin Inhaftierten haben ebenfalls gestanden, der Massower Polizei-Amtsgehilfe hat im Stettiner Stadtgefängnis Selbstmord begangen, der Kossät ist an Herzschlag gestorben.

Das Verfahren vor dem Stettiner Standgericht aber kommt und kommt nicht zum Abschluss. Die Haupttäter, der Naugarder Stelzer und der Warsower Müller, reden sich immer wieder heraus:

Sie hätten den Kurier und seine Kutsche für russische Fourageure gehalten, also solche, die das Land unter Zwang ausplündern wollten. Sie hätten also in Wahrheit nur Landesfeinde umgebracht. Man habe ihren Wagen nur aufgehoben, aber da wären die Feinde frech gewesen und hätten die Massower angreifen wollen. Und so weiter.

Eine reine Mär, die ihnen aber insoweit hilft, als das Stettiner Stadtgericht sich nicht schlüssig werden kann.

Dass der Fritz die meiste Reue zeigte, hatte auch die Leute vor dem Stettiner Gericht gerührt. Dass er sich schon jahrelang nach der Tat im Lande ruhelos herumtrieb, mal hier Arbeit nahm, mal dort, immer wieder in Massows Gegend zurückkehrte, auf dem Friedhof Blumen auf Hann-

chens Grab legte, das alles trug ihm viel Sympathie ein. Als er auf dem Naugarder Jahrmarkt gefasst worden war, bedeutete das praktisch für ihn eine Erlösung von jahrelangen Gewissensqualen.

Jeder wusste, Fritz hatte nicht viel Strafe zu erwarten.

Aber an den Müller und den Naugarder Stelzer wollte das Stettiner Gericht so recht nicht heran. Das heißt, man erkannte zwar deren verbrecherische Tat, aber die Durchführung eines Indizienprozesses bedeutete damals viel Verantwortung. So schob man die Sache schließlich nach Jahren, in denen die Täter sich immer noch im Gefängnis von Stettin befanden, an das Berliner Kammergericht ab.

Auch dort dauerte es noch endlos, denn -- Prozesse um Kapitalverbrechen gab es damals eben nicht viele. Man war äußerst sorgfältig, äußerst vorsichtig. Vor allem, weil hier wegen des ermordeten Kuriers auch ein öffentliches zaristisch-russisches Interesse vorlag.

Endlich wurde 1773 das Urteil gefällt, zwölf Jahre nach der Tat, und König Friedrich, der Große hatte dazu sogar ein besonderes historisch belegtes Schreiben erlassen, in dem es hieß: es sei seinen zivilen Landsleuten untersagt, auch in Kriegszeiten Menschen zu töten, selbst wenn diese sich aus dem feindlichen Lager stammend erwiesen, denn Feinde zu töten, sei Soldatensache, aber nicht die des Bürgers ohne Uniform. Im übrigen, Fouriere oder solche Personen, die Fourage-Wagen versuchten aufzutreiben, selbst wenn es feindliche Fouriere wären, hätten das Recht dazu, denn auch die Feinde wären ja Menschen und bräuchten zu essen. Man dürfe also solche Fouriere nicht töten. Ein in seiner Art wohl einmalig großzügiger und humaner Erlass des großen Königs!

Die Haupttäter, die Gebrüder Stelzer und der Warsower Müller, wurden im Oktober 1773 im Auftrage des Obersten Berliner Kriminalgerichts schließlich hingerichtet. Sie wurden -- gerädert! Eine damals noch übliche, besonders entehrende Hinrichtungsmethode. Der arme Fritz bekam überhaupt keine Strafe mehr, da er jahrelang bereits in Haft gesessen hatte und sein geringer Tatanteil längst abgegolten war. Er starb einsam und verlassen Anno 1830 als alter, armer Kätner in einem Dorf bei Regenwalde.

# Ende